

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Bubi Scholz
Der Weg aus dem Nichts
Die Autobiographie

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern,
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags
urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere
für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung
in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

EINLEITUNG:

Ich habe mich auf jeden meiner rund hundert Kämpfe als Profiboxer mit größter Sorgfalt vorbereitet. Ich wußte immer: Was du im Training, aus Bequemlichkeit oder aus Schlußrigkeit versäumst, fehlt dir im Kampf, das bekommst du an den Kopf, und das kann Folgen fürs Leben haben.

Auf dieses Buch habe ich mich so lange vorbereitet wie auf keinen Kampf: über zwei Jahre waren es!

In meinem zweiten Leben nach dem Boxen, das nun schon ein-einhalb Jahrzehnte dauert, bin ich von unendlich vielen neuen Erlebnissen überspült worden; in der Erinnerung an *damals* ist manches vielleicht ausgewaschen oder von einem gewissen eitlen kleinen Mann, den jeder in sich trägt, kosmetisch verklärt worden. Darum die zwei Jahre, darum heute: nach bestem Wissen und Gewissen . . .

Wo es um die sportlichen Ereignisse ging, da war es relativ einfach. Journalisten wie der Berliner Gerry Reimann oder der Hamburger Jürgen Juckel, die mich als Sportler publizistisch begleitet haben, relativierten meine Erinnerungen oder frischten sie auf. Ihnen verdankt dieses Buch manche Farbstriche, sehr poppige zum Teil.

Mein Verleger hat zu mir gesagt: »Sie sind Bubi Scholz, der Boxer!« Die Betonung lag dabei auf Boxer. Das ist richtig, und ich kann verstehen, daß er darauf bestanden hat, ein gutes Teil dieses Buches auf das große und so eindeutige Schwarz-Weiß-Spiel des Boxens zu beziehen, das soviel brutaler ist als unser heutiges Leben mit seinen vielfältigen sozialen Sicherungsnetzen: Einer liegt unten, und einer ist oben. Ich, der Autor.

Wenn man in etwa hundert Kämpfen nur zweimal verloren hat, beide Male umstritten durch das Urteil von ein paar Kampfrichtern, deren Namen niemand mehr kennt, und wenn man

Europameister, also Europas Bester, in zwei Gewichtsklassen – Mittel- und Halbschwergewicht – war, dann könnte so ein Manuskript eine Art von Rekordbuch sein, ein Buch der Aufzählung und der Statistik. Doch eine Statistik erzählt nichts über das Leben eines Jungen vom Prenzlauer Berg in Berlin; heute Ost, muß man hinzufügen. In der steht nichts von grauen Hinterhöfen, in denen die Mauern geweint haben würden ob der Trostlosigkeit, wenn Steine Tränen hätten. Die Zimmerlinde meiner Mutter war so ungefähr der einzige Baum, den ich als kleines Kind gesehen habe.

Prenzlauer Berg, Choriner Straße – das ist nichts, was mich heute beschämtd. Ein paar Straßenzüge weiter ist mein Freund Hans Rosenthal aufgewachsen. Aus dem ist ja schließlich auch etwas geworden, oder? Ohne Boxen. *Dalli-Dalli*.

Aber wenn der Hans und ich uns heute irgendwo auf einer Party treffen, dann gibt es da manchmal so einen schnellen Blick, so ein Verstehen ohne Worte. Den können nur zwei aus demselben Kiez wechseln, zwei, die nicht vergessen haben, wie diese Hinterhöfe mit den rotznäsigsten Gören und den Kötern ohne Stammbaum aussahen, wie es in den Treppenhäusern ewig nach Braunkohlebriketts und den Wäschepötten mit Windeln für die sich Jahr für Jahr einstellenden Babies roch.

Die Statistik sagt auch nichts über die Erfahrungen eines vierzehnjährigen Bubi Scholz hinter den Panzersperren im verwegenden Berlin der letzten Kriegstage, über die Gläubigkeit des Pimpfen und Fahrrad-Melders an den *Endsieg*, und über den Eindruck, den der Einmarsch der Sowjets ihm machte. Nichts über die Überlebens-Übungen der folgenden Jahre, die *lebens*-wichtig waren und für heute Vierzehn- oder Fünfzehnjährige wie Erzählungen aus der Märchenwelt der Brüder Grimm klingen mögen.

Da sind die sprudelnden, vibrierenden fünfziger Jahre Berlins schon lustiger, mit den nicht endenden Jazz-Nächten in der

Badewanne und der Rock 'n' Roll-Akrobatik von Kalle Gaffkus und Karin Baal, als der tiefe Pessimismus meiner Stadt sich endlich und gottlob löste, und die Menschen versuchten, mit Vergnügungen aller Art ihre Probleme wenigstens für Stunden zu vergessen. Selbstbetrug – aber ohne kommt das Leben nun einmal nicht aus, auch heute nicht.

Der Kalle, der heute ein übergewichtiger Budiker ist, der schmiß nicht nur dieses blonde Zaubermaedchen Karin Baal beim Rock 'n' Roll unter die Decke, der symbolisierte auch so ein bißchen uns alle: unten das schäbige, abgelatschte Parkett, aber darüber das gleißende Licht der neuen Neonröhren – die miese Vergangenheit und die (hoffentlich) strahlende Zukunft.

Das Schicksal, das – nach dem Klischee – den Boxer andauernd im Ring streift, hat mich gebeutelt, als ich monatelang in einem Schwarzwald-Sanatorium in der Tbc-Station lag. Ein 25jähriger, der in der scheinbaren Unerschöpflichkeit beneideter Körperlichkeit bedenkenlos gelebt hatte, ist da nachdenklich geworden. Ich werde das ausführlich erzählen, weil es mich, meine ich, entscheidend geprägt hat.

Es hat mir auch etwas mitgegeben, das ich im Leben immer wieder verwertet habe und sicherlich noch oft benutzen kann – die Erfahrung, aus einem abgrund häßlichen Negativ-Erleben noch einen positiven Erfahrungstropfen zu keltern.

Das alles, die glücklicherweise rarer gewordenen schwarzen Stunden der Enttäuschung und die Euphorie, der Spaß, das ist mein ganz persönlicher Weg aus dem Nichts, das ist der Inhalt dieses Buches. Wenn ich es richtig geschrieben habe, werden sich allerdings viele darin wiederfinden, jedenfalls in den Ereignissen; eine ganze Generation, meine Generation, die in den ganz schlimmen Tagen zu jung zum Rauchen, aber alt genug fürs Sterben war.

Der Weg aus dem Nichts, doppelbödig, weil er für einen und

für alle gilt, ist ein Buch der Erinnerungen, geschrieben von einem Boxer a.D., der nun seit bald zwanzig Jahren als Werbe-kaufmann arbeitet und Erfolg sucht. So etwas verändert das Denken und – beim Korrekturlesen ist mir das erst so richtig klar geworden – die Sprache.

Das *Icke, icke, olle Bubi* ist am Prenzlauer Berg liegen geblieben, auf den Trümmergrundstücken zwischen Schutt und alten Konservendosen. Es ist nicht mehr meine Sprache, ich beherrsche sie nicht mehr, ich habe darum gar nicht versucht, sie aus dem Gedächtnis hervorzuwühlen.

Einige Passagen dieses Manuskriptes hat Harald Juhnke gelesen, seit vielen Jahren ein wirklich guter Freund. Jeder dieser egozentrischen Bühnen-Menschen, der bereitwillig etwas liest, worin nicht eventuell die nächste Rolle stecken könnte, ist ein sehr guter Freund.

Harald Juhnke hat dem von Zweifeln geplagten Jung-Autor Scholz (50), der nach Zuspruch und Ermutigung gierte wie früher der ausgelaugte Fighter Scholz nach einem saftigen Steak, liebevoll-spöttisch gesagt: »Mensch, Bubi, du bist ja ein Poet. Biß'ken Fontane, und so 'ne Art Zille-Verschnitt.«

Damit kann ich leben, Harald. Denn ein bißchen Poesie ist in jedem und allem.

Noch eine Lebenserfahrung.

1. Als die Scheinwerfer mich packten, die vier bleichen Lichtfinger aus dem im Dunkel mehr erahnten Massiv der Tribüne des Berliner Olympiastadions, ließ ich automatisch den Kopf etwas nach vorn fallen und begann mit einer Art reduziertem Schattenboxen. Tänzelnd, mit dem Oberkörper pendelnd und angedeutete rechte und linke Haken schlagend näherte ich mich dem Ring. Das hält die Kampfmaschine auf Touren, läßt das Blut zirkulieren und die Zuschauer wohlige Aufseufzen! Gleich, ein paar Minuten noch, dann geht's los.

Mir ist das, wenn man heraus war aus der *Zelle*, wie ich die Kabine in der letzten Stunde vor dem Fight immer empfunden und genannt habe, immer wie der Beginn der Show vorgekommen, dieser erste Blickkontakt mit dem vollen Haus oder dem überfüllten Stadion. In Film- und Fernseh-Studios ist das genauso, wenn es endlich »Achtung, Aufnahme!« heißt.

Nur, daß vor den Kameras das Drehbuch festliegt: da ist man der Gute oder der Böse, die Schöne oder die Intrigante. Beim Boxen dagegen hat man noch eine Minute oder weniger zum Ring, und keiner weiß so richtig: bist du Held, oder bist du Opfer, gehst du diese albernen paar Meter zurück als Star mit der sonnigen Zukunft oder als Arbeitsloser? An die Trage, die da in der Nähe für den Berufsunfall bereit steht, gar nicht zu denken.

Reiß dich zusammen, Bubi, zuviel Phantasie schadet in diesem Geschäft! Das belastet nur.

Die vier Scheinwerfer, die mich grell beleuchten, haben am anderen Ende des Stadion-Dachs vier Brüder. Die treiben das Spiel mit Charles Humez, dem französischen Mittelgewichts-Europameister, mit dem ich gleich um den Titel boxen werde. Was der wohl denkt? Einmal hat er ja schon die Entscheidung der Punktrichter gegen mich bekommen. Meine einzige Niederlage . . . Naja, in Paris.

Je näher wir an den Ring kommen, desto näher rückt der Konvoi meiner vier Begleiter an mich heran: mein Trainer Lado Taubeneck, der wache Freddy Teichmann, mein Chauffeur, Telefonist, Sparringspartner, eben Mädchen für alles in den letzten Wochen, Manager Fritz Gretzschel und der in Paris lebende Emigrant Max Stadtlander, Gretzsches Interessenvertreter. Sie agieren, obwohl sie viel kurzatmiger sein müßten als ich, wie emsige Geleitschiffe, die einen Schirm bilden. Schade, daß sie mich beim Rendezvous mit Monsieur Humez nicht auch so hingebungsvoll schützen können.

Während ich mechanisch den Kreislauf auf Touren halte – rechte Haken, zweimal, kurz die Linke hinterher –, steigt mir scharfer Eukalyptus-Duft in die Nase. Schweiß und Massagealkohol, die unverkennbare Duft-Komposition, parfum boxeur oder wie das heißen mag, wenn sie mich verstehen, Monsieur Humez. Aber um mein Französisch geht's ja nicht heute abend. Da würde ich lieber nicht in den Ring steigen, Monsieur. Man muß wissen, wann man aufgibt. 30000 sind an diesem 4. Oktober 1958 ins Olympia-Stadion gekommen, und es ist phantastisch, wenn man im Zotteltrab auf so eine Riesen-Masse Mensch zuläuft. Das murmelt und raunt und wird immer stärker, als ob man in tiefer Nacht auf das Meer zugeht: erst ist es nur ein einziger Geräuschbrei, dann hört man die Brandung heraus, und zuletzt jede Welle, wie sie an den Sand klatscht. Und dann hat man nasse Füße und weiß: Hallo, das ist es.

Jetzt habe ich, zwischen Gretzsches Bauch und Taubenecks Tasche mit den Sekundanten-Utensilien, doch einen Bekannten entdeckt: Wolfgang Müller steht da, der mit Neuss, dem anderen Wolfgang, dem Mann mit der Pauke, gerade den Riesenerfolg mit dem *Wirtshaus im Spessart* hat, ein Film, der in allen Kinos läuft. Er steht da mit einem Kollegen, an den Namen kann ich mich nicht erinnern, aber er hat auch eines dieser

Schauspieler-Gesichter, die zivil ohne Schminke irgendwie nackt aussehen.

Im Vorbeitänzeln klopfe ich ihm auf die Schulter und flachse ihn an: »Heute abend wird mal nicht vom Theater gequatscht, das Thema ist Boxen!« Wolfgang's unvergleichliche Komödianten-Visage, die mit den nach der Pointe abrupt hochgezogenen Augenbrauen zum Ausrufezeichen werden kann – *Begriffen!?* *Dann klatscht gefälligst!* –, gerät aus den Fugen. Jetzt sieht er aus wie ein leibhaftiges Fragezeichen der Ratlosigkeit. Noch Jahre später nannte er mich den Boxer mit der größten Chuzpe.

Neben mir murmelt Gretzschel etwas, was ich nicht versteh. »Lausekopp!« wird's wohl gewesen sein, oder vielleicht »Abgebrühtes Frettchen!« Manager-Jargon, den ich seit Jahren kenne.

Die Regie scheint zu klappen. Wir kommen an den ersten Reihen vorbei, 30 oder 40 Meter vor Charles Humez, wie es sich gehört: er ist der Gast, er ist mit 31 drei Jahre älter als ich, und er ist schließlich – noch! – der Titelverteidiger, der Ranghöhere. Nix faux pas, Monsieur, nix in Berlin. Na ja, Französisch. Geboxt wird wenigstens international, und da, Pardon, Monsieur, bin ich perfekt!

Als ich die erste Stufe zum Ring hinaufklettere, gibt es den vorprogrammierten Beifalls-Sturm (wenn ich nicht selbst schreiben müßte, würde ich Orkan sagen). Keiner sitzt auf seinen Händen, als ich, zweifarbiger rundlicher Teddybär in grünen Trainingshosen und blauem, vom Stallgefährten Uli Nitschke noch schnell ausgeliehenen Bademantel über dem eigenen weißen, in die Ringmitte steppe und mit meiner Vorstellung beginne.

30 Sekunden später ist Humez da, und der Applaus bekommt nun Akzent: schließlich ist Berlin alliiert besetzt, und wer von der französischen Garnison nicht gerade Dienst schiebt, will

den *Löwen von Flandern* erleben. Am liebsten, wie er im Ring den Bubi aus Berlin zerreißt.

Ich gehe hinüber in die Ecke von Charles Humez und lächele ihn an. Hinter ihm stehen Marcel Petit, sein Trainer, und der Korse Philippe Filippi. Das ist sein Manager, von dem man an der Gerüchtebörse des internationalen Boxens tolle Dinge flüstert über seine Beziehungen zu geheimen Unterwelt-Organisationen. Filippi und Petit haben Mienen aufgesetzt, die man eigentlich für die Beerdigung eines ehrenwert-lästigen Konkurrenten reservieren sollte. Humez ist infiziert von dieser Stimmung.

Erst als ich, und ich strapaziere jetzt zum letzten Male mein nur in homöopathischen Dosen vorhandenes Französisch, zu Humez »Merde!« sage, was in diesem Falle nicht »Scheiße!«, sondern »Viel Glück!« oder »Toitoi!« bedeutet, reißt sein kantiges Gesicht mit den blauschwarzen Bartstoppeln zu einem Lächeln auf. Den Zahnschutz hat er noch nicht im Mund, und ich sehe die breite Lücke, wo mindestens zwei Zähne fehlen. Er sieht so friedlich aus wie ein altgedienter Pirat unmittelbar vor dem Enterkommando.

Ich gehe zurück in meine Ecke, zu Taubeneck, dem *Chefsekundanten*, und Freddy Teichmann, dem zweiten Mann. Ich setze mich auf meinen Schemel, lehne den Oberkörper gegen die in der Ringecke gespannte Matte und stelle die Beine entspannt vor mich. Das ist Routine, das hilft der Blutzirkulation. Freddy Teichmann lockert den breiten Hosenbund: das lenkt ab, ist gut für die Psyche. Es atmet sich leichter. Tausendfach geübte, mechanische Handgriffe sind das. Taubeneck geht in die Ringmitte, wo der italienische Ringrichter Tinelli auch Petit zum Auslosen der Handschuhe – wie es die Regeln der Europäischen Box-Union vorschreiben – hinbeordert hat.

Tinelli ist schön. Er ist vielleicht 40, der Typ des Roman Lover, braungebrannt, mit pechs Schwarzen Haaren und vollen Lippen.

Er ist so umwerfend, daß ich mich frage, warum sie ihn nicht längst in die römischen Filmstudios geholt haben, damit sich die Lollo und die Loren um ihn reißen. Ein großer Italiener. Er überragt uns fast um Haupteslänge.

Dann sehe ich wieder hinunter, in die Menschenmenge, die da um den Ring sitzt. Berlins Regierender, der hieß damals noch Willy Brandt, ist da. Die Prominenz des Boxens, die Aktuellen und die Ehemaligen wie Gustav Eder, Walter Neusel und natürlich der Größte von allen, Max Schmeling.

Meine Freunde aus der Zelloid-Branche: Wolfgang Müller habe ich schon gesagt, sein Partner Neuss, der Regisseur Alfred Weidenmann, *Canaris* hat er gedreht und den Bundesfilm-Preis bekommen, Wolfgang Preiss, Harald Juhnke, O.E. Hasse, Uschi Lingen, Kurt Meisel. – Freunde, Bekannte und Prominente, zu deren Premieren ich gegangen war und die nun zu meiner Gala gekommen sind. Natürlich kann ich sie nicht alle sehen. Es interessiert mich auch in dieser Phase nicht. Aber die Presse war voll davon, wer, mit wem und wie gekleidet am Ring sein würde.

Irgendwo sitzt Curd Jürgens und wirft diese Blicke aus blauen Augen, Lassos für Frauenherzen, diskret in die Nachbarschaft. Diskret, weil seine junge Frau Simone Bicheron sich an ihn schmiegt, vielleicht zum ersten Mal nicht in Harmonie mit Curd – schließlich ist sie Französin und Humez Franzose.

Die Hauptkämpfer stehen immer im Blickpunkt. Aber vor so einem großen, einem so entscheidenden Kampf schauen die Tausende besonders fasziniert auf die Akteure im Ring, und da ist sicherlich viel Rätselhaftes und auch falsch Hinein-Interpretiertes, was die letzten Minuten vor dem ersten Gong angeht. Da sitzt ein Humez, da sitzt ein Scholz, umsorgt werden sie wie die Neugeborenen, da wird hantiert und geflüstert in der Ecke und vermutet rund um den Ring. Aber was passiert eigentlich in diesen letzten Sekunden?

Da passiert nichts, worüber man sich den Kopf zerbrechen oder wozu man die Phantasie bemühen müßte. Alles ist sichtbar: Hände werden bandagiert mit Mullbinden und die werden wiederum sorgsam mit Leukoplast befestigt, Handschuhe werden übergestreift und ordentlich verschnürt. Ordentlich, das heißt: sie müssen fest sitzen, aber sie dürfen den Blutkreislauf nicht hemmen. Das ist Handwerk, vergleichbar dem Treiben eines Konditors, der seine Torte noch überzieht. Man kann es mit ein bißchen Aufwand tun, die Mona Lisa auf den Kuchen spritzen, oder einfach eine saubere Glasur abliefern. Entscheidendes, den bevorstehenden Zusammenprall von 145 Pfund Mensch (im Mittelgewicht), die Risikobereitschaft, Leidensfähigkeit, Boxkunst (das Wort benutze ich mit allem Ernst) und vor allem den Charakter Beeinflussendes geschieht da nie.

Kein Trainer wird sagen: »Der Humez sieht aber heute mies aus, dem ist der Spinat nicht bekommen, also hau ihn auf den Bauch!« Der Boxer würde nach dem Psychiater für seinen Trainer schreien.

Kein Manager ist jemals zu seinem Fighter gestürzt und hat geschrien: »Ich habe da eben noch eine tolle Information erhalten: Humez ist total fertig, seine Frau Suzanne will sich scheiden lassen.« Nebenbei: Suzanne Humez sitzt im Hotel Lichtburg, sie hat ihren Mann noch nie im Ring gesehen, sie wartet immer nur auf ihn. Vielleicht betet sie auch für ihn.

Das gibt's also alles nicht, und ich habe auch noch nie gehört, daß es so etwas gegeben hat, seit J.S. Douglas, der achte Marquess of Queensbury, die 1867 nach ihm benannten und publizierten Grundregeln des modernen Boxens verfaßte.

Was zu besprechen ist, die Allerweltsweisheit von der strammen Rechten des Charles Humez oder seiner Methode, in der Halbdistanz die Widerstandsfähigkeit und Kondition aus seinen Gegnern herauszuschlagen, das ist das kleine ABC. Das hat man seit Jahren drin, das ist eingearbeitet wie Emaille: spä-

testens hat man sich, im Falle Bubi Scholz, für die Eigenheiten, Schwächen und Stärken dieses Herrn zu interessieren begonnen, als man selbst am 19. Mai 1951 gegen einen gewissen Herrn Schneider aus Celle Deutscher Weltergewichtsmeister wurde und der Herr Humez vier Wochen später am 13. Juni gegen den Kollegen Eddie Thomas in Porthcawl irgendwo in England die Europameisterschaft dieser Klasse errang.

Da war diese lockere Verbindung mit einem, den man nie gesehen hatte: Deutscher Meister, Europameister – Bruder, in der Hitliste bist du der Nächste! Schließlich möchte jeder Obergefreite einmal Unteroffizier werden, oder?

Im Weltergewicht waren wir nie zusammengekommen. Konrad Adenauer und Robert Schuman hatten zwar schon 1951 die Montan-Union erfunden und damit die deutsch-französische Kooperation vorangetrieben, aber für die Zusammenarbeit der Boxer hieß das gar nichts. Box-Funktionäre sind nicht so flexibel, so pragmatisch wie Politiker, die nehmen auf die angeblichen Ressentiments ihrer zahlenden Zuschauer Rücksicht.

Das habe ich übrigens bestimmt nicht gedacht, als ich in meiner Ringecke Charles Humez gegenüber saß und auf den ersten Gong wartete. Das fällt mir nur jetzt ein, in der Distanz von reichlich zwei Jahrzehnten, in denen ich mich auch verändert habe. Es ist eine Reflexion meiner späten Jahre, sie schleicht sich ein, sie gehört hier nicht hin. Entschuldigung, das hat der heutige Scholz so eben einmal gedacht.

Da gibt es also in der Ecke nur noch eine gewisse Sorte Small Talk. »Haste drüben die Knef gesehen?« fragt der Teichmann, nur um irgend etwas zu sagen. »Habe ich!« sage ich, und denke an ganz etwas anderes. An was?

In der Kabine, dieser kalkweißen Klause mit einer Massagebank, im Grunde genommen gar keinem Umkleideraum, sondern nur einer Notunterkunft für einen Abend, in der die Sech-